

Bodo Kirchoff

WIE ES UM UNS STEHT

Warum schreiben Sie noch? hieß es neulich auf einem Zettel, den jemand an meine Wohnungstür gelehnt hatte – geringste Form einer Zuschrift, deren Persönlichstes die geschwärzte Schleife des kleinen e bei einer offenbar alten Maschine war. Anfangs glaubte der Adressat noch, er könne über diesem Zettel stehen, indem er ihn wegwirft und dem guten alten Leserbrief nachtrauert, jener handschriftlichen Schwärmerei, die so zu Herzen geht, dass sie schon Argwohn erweckt, oder besorgten Vorhaltung, die einen nicht zu jucken scheint und in Wahrheit doch beschäftigt: wenn sie mich spüren lässt, wo in meinem Schreiben der Hund begraben liegt. Aber solche Briefe gehören der Vergangenheit an, also muss man für Zettel dankbar sein; kaum noch etwas ist, wie es einmal war rund um die Literatur (noch vor zwanzig Jahren, wenn man großzügig rechnet), nur die, die sie hervorbringen, bleiben die gleichen. Und an einen erging die überfällige Frage, warum er noch schreibe.

Jemand macht sich also Sorgen, aber um wen? Wer sind die Immergleichen der Literatur? Nach wie vor wir aufgeklärt Versponnenen, die bei Gelegenheit, Frankfurt und Leipzig, unsere Bücher in eine See voll Gähnen und Achselzucken, Clownerie und Wichtigtuerei werfen; allein Letzteres gab es schon immer, aber die Tuerei bezog sich noch auf etwas, das auch wichtig war. In meiner Internatszeit in den Sechzigern (des vorigen Jahrhunderts) war Literatur für mich – und solche, auf die man gezählt hat –, was für meinen Sohn und

seine Freunde die Games sind: Welten, in die man versinkt, mit dem Unterschied, dass uns Romane auch das eigene Verlorensein in der Welt klar gemacht haben, während die Games den Spieler (und verhinderten Leser) in der Illusion wiegen, die Welt beherrschen zu können, wenn nur die Reflexe stimmen. Diesen Dauerspielern und Riesenkindern ihrer kleinen Zeit - der Rankings und Kürzel, der Geschwindigkeit und Minutenprominenz, eine Kults um alles und nichts – gehen unsere Bücher am fitten Arsch vorbei.

Nehmen wir an, man liest an einem Roman, wenn man alles zusammenzählt, vierundzwanzig Stunden (der Zeitraum, den die gleichnamige Serie, 24, bestens abdeckt), dann bedarf es schon eines starken Glaubens an den Wert literarischer Gestaltung (die einem wie nichts anderes das Innere des Fremden nahe bringt), um diese Strecke nicht nur zu gehen, sondern das Buch auch in dem Gefühl zu schließen, seine Zeit gut angelegt zu haben. Wer beim Lesen nicht mit sich im Reinen ist, weil er im Grunde etwas ganz anderes möchte (Fernsehen, Ausgehen, Spielen), wer in einem Roman nur den Hinterhalt für Langeweile oder Dinge wie gestörten Sex und gescheiterte Beziehungen sieht, wer keinen Sinn hat für den Klang der Sätze und das Drama der Details, für die Eigenzeit eines Buchs, die unsere übliche Zeit außer Kraft setzt, der wird den Roman aus der Hand legen und sich auch keinen mehr kaufen. Er ist als Leser verloren und gehört zu der wachsenden Zahl, die nach fernsehartigen Büchern und sympathischen Autoren verlangen; wenn aber die Schriftsteller so gesellig wären, wie man sie inzwischen gern sieht, warum hätten sie dann diesen Ausweg für Schwierige überhaupt einschlagen sollen? Da hätten sie doch gleich eine Laufbahn in den Medien anstreben können, um sie später mit einem überflüssigen Buch zu krönen.

Das Bedürfnis nach Literatur verkommt zu einem Interesse an ihrem Prestige, wenn alles Tiefergehende zu anstrengend erscheint; die allgemeine Simplifizierung - Behaupten statt

Erzählens – fügt der Welt des Romans bleibenden Schaden zu. Und für uns Erzählende stellt es kein Missgeschick dar, wenn immer weniger Leute nach Literatur verlangen, sondern eine Katastrophe. Die Auflagen vieler Kolleginnen und Kollegen, die leidlich vom Schreiben leben konnten, haben sich in den letzten Jahren nicht nur halbiert, sondern sind auf weniger als ein Drittel geschrumpft, wenn man sich umhört. Keiner redet gern darüber, als sei es ein Gebrechen; Verlage hüten die Zahlen aus geschäftlichen Gründen, und Autoren schämen sich ihrer winzigen Resonanz. Und der Autor dieser Zeilen, der als erfolgreich gilt, rechnet sich dazu: seine rund dreißig Veröffentlichungen - Romane, Novellen, Erzählbände, Stücke - werfen im Jahr gerade soviel ab, dass es der Familie nicht an Grundnahrung fehlt; seine rund dreißig Drehbücher sorgten bisher für den Rest (und der Bekanntheitsgrad sorgt für das Missverständnis).

Schriftstellerei ist kein Brotberuf, trotzdem es immer wieder Autoren gibt, die überragend viele Bücher verkaufen; tatsächlich sind es aber verschwindend wenige - auch deren Bekanntheit täuscht über den wahren Sachverhalt -, wenige von Tausenden, die schreiben und Hunderten, die veröffentlichen. Im Grunde sind es Lottogewinner, deren Bücher unter glücklichen Umständen ins allgemeine Bewusstsein dringen. Und wer dennoch in Zeiten des Fernsehens und einer immer mehr Schule machenden Wilderei auf dem Feld des Bücherschreibens Jahre seines Lebens darauf verwendet, an einem Roman zu arbeiten - der durch andere Arbeit vorfinanziert werden muss und dem am Ende keiner entgegenfiebert, weder die Verlage, noch die Kritik und schon gar nicht unser Buchhandel und dessen ratlose Kundschaft -, ist entweder ein Narr oder ein Fanatiker, der sich im Scherbenhaufen der Literatur blutige Füße zu holen bereit ist.

Aber war das je anders? Beim Durchblättern alter Kritiken und folglich alter Feuilletons, den Buchmessebeilagen aus den siebziger und achtziger Jahren, bis zur Wende – der

erste Schnitt – und dann noch einmal bis zum Elften September – dem zweiten Einschnitt – kommt man nicht umhin, die heutige Situation zu beklagen und der damaligen nachzutruern (wie den Leserbriefen). Die alten Leitartikler konzentrierten sich noch auf den Kernbereich der Literatur, die Ohnmacht des Einzelnen, der sich nur Kraft seiner Sprache und Imagination Gehör und Raum verschafft. Das hat die Leute interessiert – sie lasen *ihre* Autoren und blieben ihnen treu. Dann aber weitete sich der Kernbereich aus, mehr und mehr rückte die Welt und nicht der Einzelne in den Blick, die Kulturredakteure machten den politischen Redakteuren Konkurrenz oder überboten sie in ihren Analysen, für die sie Literatur nur als Beleg heranzogen, wobei plötzlich auch ganz andere Werke willkommen waren: Welches Buch auch immer als Indiz für die sich wandelnde Welt – vom Internet über den Terrorismus und den Körperkult bis zur Klimakatastrophe – und damit für den eigenen Weitblick geeignet erschien, wurde für die Dauer einer Messe emporgehoben. Und auf einmal hatten wir unzählige von neuen Autoren, die das Publikum im selben Topf wie die Narren und Närrinnen der Literatur sah - ein ungueter Zustand, den auch das Feuilleton und einige Verlage bemerkt haben, um darauf mit der Notbremse von Kanons zu antworten: für das Publikum eine gewisse Beruhigung. So konnte man getrost die meisten Namen vergessen oder gleich an den neuen Autorinnen und Autoren – ob sie nun über schwache Männer oder starke Frauen schrieben – seinen Spaß haben.

Denn jeder, so scheint es, jeder, den man irgendwie kennt oder zu kennen glaubt - ob Talkshowtante, Schlagersänger oder einstiger Minister, ob Serienschau spielerin, Ex-Model oder durch seine schmutzige Tricks in die Schlagzeilen geratener Manager –, jeder und jede, die dem eigenen Dasein etwas Glanz verleihen und dazu den privaten Kontostand verbessern will, schreibt heute ein Buch und sei es über die eigene Dummheit, stößt damit in die Bild-Zeitung vor und

hangelt sich weiter über die abendlichen Geschwätzrunden bis in die Sorglos-Pakete der Buchhandlungen und damit auch gleich in die Charts, während gute Bücher geräuschlos untergehen, auch wenn gute Kritiker gute Kritiken darüber schreiben: die wenigsten von denen, die sich für den Roman eines Nichtprominenten (oder nach der Talk-Skala allenfalls c-prominenten Reservegastes) interessieren würden, erfahren noch, dass es jenen Roman überhaupt gibt.

Und eine der Antworten auf diese Entwicklung war ja mein Gedanke eines Deutschen Buchpreises mit der Wirkung des Prix Goncourt (nur ohne dessen Absprachen), schließlich auch zustande gekommen und fast beängstigend erfolgreich; denn von den sechs Büchern der engeren Wahl fallen nach der Preisvergabe fünf gegenüber dem Siegertitel so weit zurück, als seien sie gar nicht als beste von weit über hundert ausgewählt worden. Es gibt keine Neugier auf das Vielseitige von Qualität, das einem mehrere Bücher bieten könnten, sondern höchstens ein Bedürfnis, das eine prämierte Buch gefahrlos verschenken zu können. Und ein weiterer Nachteil liegt in der Mediendurchdrungenheit der Jurys, leicht daran zu erkennen, ob sie auf Biegen und Brechen Entdeckungen machen will oder über das jeweilige Jahr hinaus denkt, aber auch ob das Preiswürdige eines Buchs über den Daumen der Gunst oder Missgunst gegenüber dem Autor gepeilt wird.

Literatur und Betrieb lassen sich offenbar kaum mehr trennen, sind aber eigentlich unvereinbar; natürlich sollte die Literatur in die Medien kommen, nicht aber umgekehrt. Das vulgärpsychologisch handliche Menschenbild, das vor allem das Fernsehen geschaffen hat, kann und darf von der Literatur nicht bestätigt werden - Menschen sind komplizierter, als man sie in einer Talkshow oder einer Serienfolge erlebt. Man kann sie genauer zeigen, viel genauer; man kann wahrhaftig von ihnen erzählen. Es gibt immer zwei Sprachen: die einem gewährte, der man ausgeliefert ist, und die, die man sich erarbeitet, ob schreibend, lesend oder zuhörend. In den

Erzählkursen, die ich seit Jahren mit meiner Frau am Gardasee gebe, ist jede Teilnehmerin und jeder Teilnehmer immer auch ein Zuhörer des anderen; denn ein Schreiben ohne eigenes Interesse am Fremden, aber auch ohne die Aufmerksamkeit von außen, ohne Publikum, selbst wenn es noch so klein ist, bürdet der Schmerzlichkeit des Erzählten noch die Schmach des Lächerlichen und Abseitigen auf.

Literatur – die ja vor allem mit dem Wunsch nach Wahrfähigkeit zu tun hat und erst in zweiter Linie mit der Fähigkeit, das eigene Erinnernte für andere lesenswert zu machen - geht in der Isolation zugrunde (falscher Mythos, dass sie darin gedeihe). Mehr denn je legitimiert sich ein Prosatext durch seine innere Qualität, und es hören nur die zu, die etwas Neues erfahren wollen oder sich auf überraschende Weise etwas Uralters erzählen lassen, nämlich wie andere leben und lieben, unter ähnlichen Umständen oder unter noch viel schwierigeren als den eigenen. Die Literatur sagt einem, dass man nicht einzigartig ist, weder in seinem Schmerz noch in seiner Euphorie, sie rückt die Proportionen zurecht. Nach einem guten Roman fühlt man sich etwas kleiner, aber auch weniger einsam; man fühlt sich schwesterlicher oder brüderlicher in der Welt, etwas mehr aufgehoben unter den anderen, so fremd sie einem auch erscheinen - das so schöne wie schwierige Geschenk, das nur die Literatur macht (und das ich gerne mache: ein Grund, weshalb ich noch schreibe, um die Frage auf dem Zettel zu beantworten). Erzählungen und Romane lassen uns fühlen, dass wir ebenso gut ein anderer sein könnten: die Klavierspielerin, die vom fremden Sperma kostet, der schuldlos Schuldige, der keine Ruhe findet (*Alles hat seine Zeit*, eins meiner Lieblingsbücher), die Ehesprengerin bei Zeruya Shalev, das Bettelweib von Locarno (Kleist), der alte Eguchi bei Kawabata, die sich sehrende Gartenfrau von Undine Grünther, die einsame Malerwitwe bei Updike (*Sucht mein Angesicht*, sein bestes, unbekanntestes Buch); Geschenke, die man nur auszupacken braucht,

alle haltbar und individuell; da muss man schon sehr verhärtet sein, um nicht zu sehen, wie die Vorteile des Geschenks Literatur ihren einzigen Nachteil: dass sie sich nicht von selber liest, bei weitem aufwiegen.

Immer weniger Menschen ziehen beim Kauf eines Romans in Betracht, nicht einem anderen sondern sich selbst damit einen Gefallen zu tun. Im Lesen eines Romans seinen Vorteil zu finden, erscheint vor allem Männern absurd, die das Ergebnisorientierte ihrer Arbeit auf die Freizeit anwenden; schon nach den ersten Seiten erhebt ihr Ich Einwände – zu lang, zu unklar, zu nutzlos -, und für Bücher, die man gar nicht erst aufschlägt, liegen die Ausreden schon parat: keine Zeit, keinen Nerv (wo doch jede Ausrede dieser Art den ersten Stein einer Ehegeschichte enthält, aber das wissen nur Frauen oder weiblichen Männer, die unsere Romane noch lesen). Literatur hat zwar ihren Wert, ist aber nichts mehr wert; sie ist nicht attraktiv. Voriges Jahr saß ich in einer Großbuchhandlung mit drei Frauen und einem Mann an einem Cafeteriatisch und las ihnen eine Stunde lang aus meinem letzten Roman vor – es war mein gesamtes Publikum, und es war sehr aufmerksam, kann ich ohne Übertreibung sagen; wir alle steckten sozusagen die Köpfe zusammen, im Grunde eine gemeinsame Lesung - für den Autor kein einfacher Abend, dafür ein lehrreicher. Später, als ich allein in einer Braunschweiger Gastwirtschaft saß, erschien mir meine Arbeit, die so wenige anzieht (die Lesung lag zwischen den Terminen zweier Fernsehgrößen, deren Bücherstapel ein Spalier für den Zugang zur Cafeteria bildeten) seit langen wieder einmal als etwas ganz Besonderes, das eigentlich gar nichts in einem Kaufhaus verloren hat.

Literatur sollte – utopischer Gedanke, wie man ihn vorm Einschlafen hegt - als Antwort auf ihr Bedrohtsein nur noch in geringer Auflage herauskommen, damit echte Nachfrage nach den drei oder viertausend Exemplaren entsteht (das wäre schon ein Bestseller), einer Ware mit hohem Stück-

preis; warum nicht fünfzig Euro für ein Buch, das anstelle eines Vorworts seine Kalkulation enthält, bei der die Arbeitszeit des Autors mit dem Stundenlohn eines Handwerksmeisters angesetzt wird? Davon könnte man schon existieren, auch der ältere Autor, dessen langes Schreibleben heute kein Bonus mehr ist sondern ein Malus. Der Versand lief über das Internet, die Werbung über Kritik; es gäbe keine Vorschauen mehr, keine Vertreter, keine Anzeigen, und nur ausgesuchte Buchhandlungen bekämen die Lizenz für gute Bücher; es gäbe nichts, das nur Geld kostet, und niemanden, der keine Lust auf unsere Arbeit hat, ja, sie im stillen sogar verachtet. Weniger wäre unendlich mehr, nur damit käme die Literatur - oder wir, die wir sie herstellen und dabei immer das Risiko des Pathos eingehen und um die es schlecht steht in einer Zeit der lockeren Allerweltsgefühle – vielleicht noch einmal auf einen grünen Zweig, den Zweig, der einem das melancholische Glück des Schreibens ermöglicht.